

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 31

Artikel: Bären im Schweizerischen Nationalpark?
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641227>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Scarl im Nationalpark.

ihr Federhut die andern im Gedränge: er hatte selten mit einer Frau gesprochen und keine hatte ihm das Geheimnis ihres Körpers so deutlich gemacht wie sie, die ganz mit ihrer großen Gestalt davon erfüllt gewesen war.

Während er noch ohne Fassung in den Salon zurückging, wo er die Reisenden zum Teil schon eingeschlafen auf den Polsterbänken sah — nur ein Hochzeitspärdchen sicherte miteinander — während er im Strudel hilfloser Gedanken an das fremde Hotel in Koblenz dachte und daß ihn dort womöglich oder sicher sein Hauslehrer schon abfassen würde, hing sich die Sehnsucht an ihren letzten Blick, als ob ihm darin ein Abenteuer gewinkt hätte. Einem Einfall und seinem Instinkt folgend, dem er sich seit seiner Flucht immer deutlicher preisgegeben sah, griff er, das letzte Zögern überwindend, nach seinen Sachen und kam noch, als die letzten schon wieder eingestiegen waren, glücklich hinaus. Die Matrosen hatten gerade dem Brückenwärter den Landungssteg zurück schieben wollen, und der Kontrolleur, der sein Billett nicht mehr gesehen hatte, fluchte hinter ihm her; indessen klatschten die Seile ins Wasser, ein Kommando, vom Kapitän durchs Sprachrohr in den Maschinenraum gerufen, klang deutlich heraus, die Schaufelräder setzten ein und in einem Schwall von Schaum zog das stiller gewordene Schiff in das dunkle Strombett hinunter, farbige Lichtschlangen hinter sich lassend. (Fortsetzung folgt.)

Bären im Schweizerischen Nationalpark?

Vor einiger Zeit erschien im „Sonntagsblatt der Basler Nachrichten“ in einem Aufsatz, betitelt: „Wanderfahrten im amerikanischen Westen — aus den Erinnerungen einer Schweizerin“, unter anderm auch eine Schilderung des kalifornischen Nationalparkes Yosemite. Die Verfasserin verbrachte daselbst einige Wochen in einem sogenannten Camp (einer Art Zeltlager der Parkbesucher) und beobachtete dabei vor allem auch das Tun und Treiben der Tiere, welche jenen Park bevölkern. Besondere Aufmerksamkeit schenkte sie den Bären, die daselbst in großer Zahl vorhanden sind. Sehr anschaulich weiß sie über ihre

bezüglichen Erfahrungen zu berichten was folgt:

„Großes Hallo entsteht, wenn ein Bär sich ins Camp verirrt. Alle Kinder rennen hinter ihm her, bringen ihm Futter und wollen ihn veranlassen, das Männchen zu machen. Etwas weniger amüsant ist es, nachts mit dem Besuch eines braunen Gefellen beehrt zu werden. Ein altes Fräulein, mit der ich mich angefreundet hatte, erwachte einmal von einem fürchterlichen Lärm gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie ein großer Bär mit ihrem Speiseshränkchen im Arm davon rannte. Alles Schreien, Rufen, Steinerwerfen nützte nichts. Ich glaube, sie hat den Verlust von Eiern, Konfitüre, Butter, Speck, Zucker und Kakao heute noch nicht verschmerzt. Oft wachte ich auf, wenn der Dedel des großen Abfallkübels am Wege mit Krach abgehoben und weg-

geworfen wurde, und nachher hörte ich „seinen“ schweren Atem, wenn er an einem Zelt vorüber ging, und sah am Morgen die Fußspuren. Doch so sehr sich andere über die frechen Bären beschwerten, ich konnte immer noch vergnügt sagen: „Geht vorbei und schaut nicht rein“, und bildete mir ein, gefeit zu sein gegen Ueberfälle, weil meine Lebensmittel gut verpackt seien und die Bären nicht durch ihren Geruch anlockten. Im Herbst werden sie immer hungrier und gefräßiger, um sich vor dem Winterschlaf tüchtig heraus zu füttern. Viele Bären nehmen in dieser Zeit um ein Drittel ihres Gewichtes zu, und das will etwas heißen, da einige dieser Riesenterle in gewöhnlichen Zeiten schon 400 Pfund und darüber wiegen. Einmal werde ich um Mitternacht aus tiefem Schlafe aufgeschreckt. Ich lag mit gebrochenem Fuße allein im Zelt; meine Gefährtin war schon lange abgereist und die meisten Zelte der Nachbarschaft standen jetzt leer. Ich knipste die Taschenlampe an und sehe kaum einen Meter von mir entfernt einen großen Bären, der sich am Speiseshränkchen zu schaffen macht. Ich mache Krach mit allem was in erreichbarer Nähe ist, dem Waschbeden, den Krüden. Er läßt sich nicht stören. Da brüllte ich mit aller Macht: „Rrrraus!“ Das wirkt. Er verzieht sich zögernd. Aber ich hatte solches Herzklopfen von der Begegnung, daß ich nicht mehr schlafen konnte. In der folgenden Nacht hatte ich Steine bereit für den Empfang des Bären, und natürlich konnte ich nicht schlafen, hörte auch, wie er sich am Mistkübel zu schaffen machte, wie er näher kam, schwer atmend um mein Zelt strich, Halt machte vor dem Eingang. Mein Herz klopfte hörbar. Dann — ich atmete erleichtert auf — als ob er sich an die letzte Nacht erinnere — Bären sind nicht dumm — „geht vorbei und schaut nicht rein“. — Meine kalifornischen Freunde lachten nur, als ich ihnen mein Bärenabenteuer schilderte. Ihr Zelt stand in der Wildnis, wo Füchse und Hasen sich Gutenacht sagen und Bärenbesuch zum alltäglichen gehörte. Einmal, als sie von einem Ausflug zurückkehrten, war ein Sack mit 10 Pfund Zucker verschwunden. Doch entdeckten sie in der Nähe des Zeltes ein weißes Häufchen; der Bär hatte den Sack verkehrt getragen und einen Teil des Zuckers unterwegs verloren.“

Als ich diesen Bericht las, stieg sofort der Gedanke in mir auf, ob denn nicht auch in unserm Schweizer Nationalpark Bären gehalten werden könnten.

Um mich über das wohl schwerwiegendste Bedenken, nämlich die Gefährlichkeit der Bären, von denkbar zuverlässigster und autoritativster Seite unterrichten zu lassen, griff ich selbstverständlich zunächst zu Brehms „Tierleben“ und fand darin folgende Auskunft: „Dem Menschen werden auch die stärksten Bären in der Regel bloß dann gefährlich, wenn er sie stört, erschreckt oder verwundet, kurzum sie irgendwie herausfordert. Kremenß, der weitaus erfahrenste und berühmteste aller Bärenjäger, weiß diesbezüglich zu berichten: Im allgemeinen ist der Bär nicht grausam oder blutdürstig zu nennen. Es ist mir nicht ein Fall vorgekommen, daß er jemals bei seinen Wanderungen und Begegnungen mit Menschen diese angenommen hätte. Im Gegenteil wird er in den meisten derartigen Fällen eiligst flüchtig oder achtet im Vollbewußtsein seiner Kraft des elenden Erdenbewohners nicht und sucht höchstens seinen Unwillen gegen ihn durch einen fingierten Angriff mit kurz-abgebrochenen Brummtönen zu äußern. Ja, in einzelnen Fällen kann er sich zu einem gewissen Galgenhumor versteigen.“

Diese Auskunft deckt sich völlig mit dem, was unsere Schweizerin über ihre Erfahrungen im Yosemitepark berichtet und widerspricht auch nicht dem, was dieselbe mir ergänzend später noch mitteilte, wenn sie schrieb: „Die Bären im Yosemite sind die sogenannten schwarzen Bären, black bears, trotzdem dort fast alle braun sind. Die black bears im Yellowstonepark (Wyoming) dagegen sind wirklich pechschwarz und nicht bössartiger als die im Yosemite. Trotzdem gibt es jedes Jahr Unglücksfälle, da viele Touristen trotz allen Warnungen und entgegen den Vorschriften es nicht lassen können, die Bären aus der Hand zu füttern und sie sogar zu necken. Der Grizzlybär, ein Mitbewohner des Yellowstonepark, ist weniger harmlos als der schwarze Bär, kommt aber während des Sommers kaum in die Nähe menschlicher Wohnungen. — Jedenfalls dürfte das von ihnen für den Schweizer Nationalpark vorgesehene Experiment nur mit wirklich jungen Bären (von höchstens einem Jahr) gemacht werden.“

Soweit orientiert, wandte ich mich nunmehr an einen der Mitbegründer des Nationalparks, Herrn alt Nationalrat Oberst Bühlmann in Grobshöchstetten, mit der Anfrage, wie sich die Nationalparkkommission bis dahin zu der Frage der Ansiedelung von Bären im Nationalpark gestellt habe, und ob sie nicht eventuell künftig sich zur Aufnahme solcher Tiere aus dem Bärengraben in Bern entschließen könnte. Unterm 13. April d. J. erhielt ich daraufhin von dem Genannten folgenden Bescheid: „Es wurden uns schon vor Jahren junge Bären aus dem Bärengraben in Bern zur Ansiedelung im Parke offeriert, von anderer Seite auch Dammwild, junge Luchse usw. Die Kommission hat aber grundsätzlich diese Anregung abgelehnt, weil mit dem Zwecke des Parkes unvereinbar. Eine Ausnahme wurde nur mit



Bär im Scarltal, geschossen am 1. September 1904.

dem Steinwild gemacht, weil das im Dienstbarkeitsvertrage mit der Gemeinde Zernez ausdrücklich vorgesehen war. — Der Bär zeigte sich in den ersten Jahren unter zwei Malen, aber nur ganz vorübergehend, im Parke. Der Grund, warum seine Ansiedelung nicht versucht wurde, lag darin, daß er, wie auch von Brehm anerkannt wird, ein Wandertier ist, und der Umfang des Parkes zu klein ist, um ihn dort festzuhalten. Ueberschreitet er aber die Parkgrenzen, so ist es sicher, daß er sofort von den berechtigten und unberechtigten Jägern abgeschossen würde. Wir haben ja überhaupt die größte Mühe, das Wild des Parkes vor der Schießwut der Jäger zu schützen. Der erwähnte Dienstbarkeitsvertrag mit Zernez enthält zudem die ausdrückliche Bestimmung: „Sollte durch Bären, die sich in der Reservation aufhalten, außerhalb derselben sicher nachweisbarer Schaden angerichtet werden, so hat der Dienstbarkeitsnehmer für diesen Schaden aufzukommen und eventuell den Abschluß zu veranlassen.“

So dankenswert erschöpfend dieser Bericht auch lautet, und so begreiflich er einem die bisherige ablehnende Haltung der Naturparkkommission erscheinen läßt, so vermag ich mich mit demselben doch nicht ohne weiteres abzufinden.

Gewiß ist unser schweizerischer Naturpark im Vergleich zu den amerikanischen ja verschwindend klein (der Yosemitepark soll ja so groß sein wie der ganze Kanton Waadt, und der Yellowstonepark sogar so groß wie der Kanton Graubünden), sodas bei uns in der Tat die Gefahr besteht, daß der Bär die Parkgrenzen überschreitet, er außerhalb derselben Schaden anrichtet und dann allerdings der Schießwut der Jäger zum Opfer fallen könnte. Allein dem allem wäre doch wohl am ehesten dadurch vorzubeugen, daß im Zentrum des Parkes besondere Futterplätze für die Bären angelegt würden, wo den Bären — wie dies in den amerikanischen Parks geschieht — regelmäßig besonders zusagende Nahrung bereitgestellt wird. Weiß der Bär, daß er hier ohne weiteres gute Nahrung findet, so wird ihn dies doch wohl im Parke festhalten, indem er alsdann nicht mehr genötigt wäre, sich dieselbe auf langen Streifzügen in der Ferne zu suchen. Sollte er aber trotzdem die Grenzen des Parkes überschreiten und im Gebiet der Gemeinde Zernez Schaden anrichten, dann allerdings müßte man gewärtigen, daß die Zernezer den Nationalpark für diesen Schaden haftbar machen und daß sie außerdem an dem Missetäter die verdiente Todesstrafe vollziehen würden. Dessen ungeachtet aber sollte der Nationalpark sich von einem Versuch, in seiner Reservation Bären zu halten, nicht abschrecken lassen. Einen einmaligen Schadenerlaß vermöchte der Nationalpark bei seiner



Im Yosemite-Nationalpark. Bären kommen zur Futterstelle.

günstigen Finanzlage (anno 1930 Bestand des Gesamtkapitalfonds Fr. 379,895.95; Aktivsaldo der Betriebsrechnung Fr. 7101.25) füglich zu verschmerzen und einen zweiten Schadenersatzfall brauchte er dann insofern nicht mehr zu riskieren, als ja bereits nach dem ersten derartigen Fall über die ganze Bärenkolonie der Abschluß verfügt werden könnte. —

Wenn aber gegen die Ansiedelung des Bären im Nationalpark das Bedenken erhoben werden sollte, daß infolge derselben der Besuch des Nationalparkes — aus Furcht vor Meister Bär — sich verringern dürfte, so sprechen gegen dieses Bedenken die Erfahrungen, die man in dieser Hinsicht in den amerikanischen Reservationen gemacht hat, wo der Bär für die Besucher offenbar sogar eine starke Attraktion auszuüben pflegt. Tatsache ist ja doch, daß, wie Brehm versichert und wie die Erfahrungen der amerikanischen Nationalparks es bestätigen, der in Freiheit lebende Bär für den Menschen nur dann gefährlich werden kann, wenn er gereizt wird oder man sich mit ihm allzu vertraulich einzulassen beliebt. Um solches zu verhüten, dürfte indessen die Abgabe von bezüglichen gedruckten Instruktionen an alle Parkbesucher in der Regel sicherlich genügen, zumal wenn die Parkkommission darin bekannt gibt, daß sie die Verantwortung für alle Folgen der Uebertretung dieser Vorschriften kategorisch ablehnt.

Der heutige Bärenbestand im Bärengraben von Bern beläuft sich auf 16 Stück, darunter 9 Junge, und für die Zukunft kann mit einem jährlichen Nachwuchs von drei bis vier Stück gerechnet werden. Daß bei dieser Vermehrung von Zeit zu Zeit einige Exemplare entfernt werden müssen, ist selbstverständlich. Aber was soll mit diesen Ueberschüssigen geschehen? Als Grundsatz gilt, daß dieselben nur dann abgeschossen werden, wenn sie nicht veräußert oder sonst an andere Gehege, eventuell auch geschenktweise, abgegeben werden können. Da aber im vergangenen Jahr eine solche Veräußerung oder Abgabe nicht zu verwirklichen war, so wurden im letzten Winter drei dreijährige Bären — es waren ganz prächtige Kerle — halt eben abgeschossen. Mir und gewiß noch manchem anderen Berner und Bärenfreund hat wegen dieser Hinrichtung das Herz geblutet!

Ganz unwillkürlich drängt sich einem da die Frage auf, ob gegebenenfalls die Stadt Bern ihre Offerte an den Nationalpark, demselben junge Bären geschenktweise abzugeben, nicht doch wiederum erneuern sollte, und ob alsdann der Nationalpark sich nicht entschließen könnte, dieser Offerte doch wenigstens versuchsweise zu entsprechen.

Inwiefern die Ansiedelung von Bären in unserm Nationalpark „mit seinen Zwecken unvereinbar“ wäre, erscheint uns doch deswegen unverständlich, weil zurzeit zwar wohl eine (gegenwärtig in Revision begriffene) Parkordnung besteht, aber bis jetzt noch keinerlei Statuten des Nationalparkes aufgestellt worden sind. Sei dem aber wie ihm wolle, — uns will es bedünken, daß in einem Nationalpark, welcher ein möglichst vollständiges Bild nicht nur der Flora, sondern auch der Fauna und zwar auch der ursprünglichen Fauna eines Landes bieten will, der Bär, der sich hierzulande gerade im Jernezer Gebiet am längsten gehalten hat und überall die größte Popularität genießt, schlechterdings nicht fehlen darf. —

Einen Versuch mit der Ansiedelung dieses edlen Wildes würde die Naturparkkommission jedenfalls vollauf beantworten können und würde sie damit unzählige Naturfreunde zu erneutem warmem Dank verpflichten. —

U r s u s.

Leit-Spruch.

Bei jedem Aufstehn stelle dir die Frage:
Was tu' ich Gutes an dem heut'gen Tage?
Und denke, wenn die Sonne geht, sie nimmt
Ein Stück des Lebens mit, das mir bestimmt.

Jndisch.

Zur Bundesfeier 1931.

Der Ertrag aus dem Verkauf der diesjährigen 1. August-Karten und -Abzeichen ist den notleidenden unserer Hochgebirgstäler zugedacht. Die Entvölkerung der entlegenen Gebirgsgegenden macht beängstigende Fortschritte. Hunderte und Tausende verlassen, durch die Not der Zeit gezwungen, den geliebten Heimatboden, um anderswo ein fremdes hartes Brot zu suchen: drunten in den Städten und Dörfern des Unterlandes oder jenseits des großen Wassers. Glücklich diejenigen, die in der Fremde Heimstatt und Nährberuf finden und nicht als wurzellose Existenzen herumirren und verderben.

Daß Gebirgsgegenden ihren Bevölkerungszuwachs an das Unterland und an die Fremde abgeben, ist naturgegeben und normal. Der farge Boden mit seinen eng umzirkelten Erwerbsmöglichkeiten kann nur eine bestimmte Menschenzahl ernähren. Den Zustrom arbeitsfähiger, zählebiger Menschen aus dem Gebirge nimmt die Stadt und nehmen die Kolonialgebiete als Blutauffrischung und als wertvolle Hilfe dankbar entgegen. Unsere Schweizerstädte zählen Tausende von tüchtigen Bürgern, deren Wiegen in Alphütten und Berghäusern stunden.

Aber nicht wünschbar und unserem Schweizerlande nicht förderlich und zum Ruhme reichend ist die Erscheinung, daß ganze Dörfer oder gar ganze Talschaften unseres Alpenlandes sich entvölkern, daß man, wie im Tessin und Wallis, menschenleere Dörfer mit zerfallenden Häusern und Hütten finden kann, die von den verschuldeten und notleidenden Bewohnern verlassen worden sind. Wie ein Rotschrei zum Himmel und eine Anklage an unsere Kultur stehen diese verlassenen Hütten da. Wie manche ergreifende Familientragödie mag in diesen Ruinen vergraben liegen!

Eine Anklage an unsere Kultur! Jawohl! Denn die Not der Bergbewohner ist eine Folgeerscheinung der Wirtschaftskrise unserer Zeit und diese ein Stigma unserer Kultur. Unsere Kultur nimmt das Auf und Ab in unserer Wirtschaft, die Konjunktur und die Krisenzeiten als unabänderliches Fatum hin, statt sie bis in ihre Wurzeln zu erforschen und aus der Erkenntnis die Konsequenzen zu ziehen. So wird periodisch durch Inflation (überreichliche Notenausgabe) die Gütererzeugung angefeuert und durch Deflation (Geldverminderung und Krediteinschränkung) wieder lahmgelegt. Die Konjunkturzeiten brachten auch unseren Bergbewohnern vermehrte Verdienstgelegenheit, aber damit auch höhere Lebensansprüche. Die hohen Produktpreise trieben die Güterpreise in die Höhe und nötigten das junge Geschlecht zu Kreditkäufen. Die Verschuldung war tragbar, solange das Preisniveau gehalten werden konnte. Sie wurde den Belasteten zum Verhängnis, als der Umschwung, die Krise kam. Der durch das Sinken der Milch- und Viehpreise geminderte Verdienst reichte kaum noch für den Schuldenzins, verschweige für die Befriedigung der Lebensbedürfnisse. Diese auf ihren früheren Stand zurückzuschrauben, — ist ein schmerzvolles, schier unmögliches Beginnen. So kommt es, daß heute ein großer Teil der Gebirgsbevölkerung Not leidet, die da und dort verschärft wird durch das Ausbleiben der Fremden, denen die Wirtschaftskrise des eigenen Landes das Reisen verbietet.

Und wenn dann gar noch in diese Not das Unwetter schlägt, die Ruffinen und Wildbäche die Weiden, Wiesen und Acker verwüsten, den Talfluß stauen und dadurch in Gärten und Häusern der Dörfer, an Straßen und Eisenbahnlinien schwere Verwüstungen anrichten, dann ist die Verzweiflung da, aus der nur treueidgenössische Hülfe zu retten vermag.

Denn es kann nicht der Wille des Schweizervolkes sein, daß die bedrohten Alpentäler von ihren Bewohnern aufgegeben und der Wildnis überlassen werden. Die Wildnis greift mit ihrer Steinfaut, den Schutt- und Schlammteufeln, hinunter ins Tal, und wenn nicht droben im Einzugsgebiet der Wildbäche die Menschenhand wehrt und das Menschen-